

# Der Schweizerkönig [Fortsetzung]

Autor(en): **Lavater-Sloman, Mary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 37

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754848>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



MARY LAVATER-SLOMAN

# Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIEFEN  
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN  
AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

Motto:

*«Mögen im Schweizerhaus auch einmal die Türen geschmettert werden, und sausen auch die Fäuste krachend auf den Tisch, sobald wir vor die Welt hinaustreten, so sind wir eine große Familie, in der jeder den Bruder bis auf das Blut verteidigt.»*

Johann Rudolf war bei seiner überragenden Klugheit nicht ohne Selbstbewußtsein; er kannte Wert und Nutzbarkeit seiner Befähigungen ziemlich gut, aber er war nicht eitel, jedenfalls nicht mehr, als zur Selbsterhaltung jedes Menschen nötig ist; so gab er sich keine Rechenschaft von der Ueberlegenheit, die er seiner rechtlichen Gesinnung und der durchgeistigten Güte seines Wesens verdankte. Er war sich auch dessen nicht bewußt, wodurch er in wichtigen Debatten, wenn er Aerger, Neid und Beschämung auf den Gesichtern seiner Widersacher sah, das gestaute Gewitter zu zerstreuen vermochte.

Aber seine Mitarbeiter wußten es. In jenen Momenten, die auf der Schärfe der Schneide Feindschaft für das Leben balancierten, brach die wundertätige Sonne seines tiefmenschlichen Empfindens hervor. Mit einem leichten Wort, einem halb spöttischen, halb wehmütigen Lächeln konnte er die eigene Unzulänglichkeit betonen, daß das verwundete Selbstgefühl, eben noch sprungbereit geduckt, sich befreit aufrichtete, den Schmerz über die Unterlegenheit vergaß und freudig die Größe des andern anerkannte.

Am Abend nach dem Verhandlungstag saß Johann Rudolf noch in später Stunde mit Ruedi Burckhardt auf, alle Möglichkeiten über den Ausgang der Konferenz erwägend.

«Du mußt morgen auf irgendeine Weise das Resultat erfahen, Ruedi.»

«Die Sitzung war geheim; nur die kurmainzische Kanzlei kann Auskunft geben, aber dort haben wir keine Freunde.»

«Es hat geklopft, Ruedi, alles schläft schon, geh, öffne du.»

Ruedi ging hinaus und Johann Rudolf spähte durch das Fenster ins Dunkle hinaus, aber er war vom Licht geblendet und konnte nicht sehen, wem Ruedi Einlaß gab. Es war der Sekretär Reigersbergers, wie Ruedi ihn kurz darauf mit einem Verschwörerlächeln vorstellte.

Der Mann entschuldigte seinen späten Besuch, aber der Kanzler hätte den Herrn Gesandten heute noch informieren wollen, soeben sei die Sitzung beendet worden.

«Ich danke dem Kanzler für sein freundliches Gedenken, setzen Sie sich.»

«Oh, nicht doch, Eure Exzellenz.»

Johann Rudolf drückte das Schreiberlein auf einen Stuhl nieder; «bei uns wird kein später Bote ungestärkt entlassen, Ruedi, hole neuen Wein . . . und nun sagen Sie, wie steht es, Sie waren bei den Verhandlungen zugegen?»

«Ich habe das Protokoll geführt.»

«Dann sagen Sie mir vor allem: erkennt das Reich uns als Glied der Eidgenossenschaft an?»

Der Mann schüttelte den Kopf. «Nein.»

Johann Rudolfs Faust sauste auf den Tisch. «So werden wir es den Reichsräten beweisen müssen.»

«So meint auch der Herr Gesandte Bamberg; man müsse zunächst ein juristisches Gutachten über Basels Rechtsstand einholen.»

Johann Rudolf stöhnte auf in Gedanken an den neuen Umweg. «Hat denn niemand die Herren auf meine schriftliche Erklärung an die französischen und die kaiserlichen Gesandten hingewiesen?»

«Doch, der Kanzler hat Instruktionen Dr. Volmars verlesen, aber Johann von Greiffen, der Gesandte des Deutschmeisters, sagte, es sei „berühmt worden“, daß keine Empfehlung gesamter Eidgenossenschaft vorläge und somit wären alle Verhandlungen verfrüht.»

Wettstein klemmte die Lippen zusammen. «Und?»

«Der Herr Kanzler Reigersberger hat diesen Einwurf nicht gelten lassen wollen, die Kreditivbriefe lägen in der kaiserlichen Gesandtschaft, auch habe der Schweizer Bevollmächtigte keinen direkten Auftrag an das Reich.» Johann Rudolf blickte in freudigem Erstaunen auf.

«Und was sagten darauf die Herren?» warf Ruedi Burckhardt hastig ein.

«So wolle man den Wächterschen Fall gelegentlich eines Reichstages gütlich beilegen.»

Johann Rudolf machte eine ungeduldige Bewegung, worauf ihn der Sekretär sogleich zu beschwichtigen suchte. . . gütliche Vergleiche seien Schweizer Brauch.

«Haben die Herren vergessen, wieviel Schweizer Blut in ungütlichen Vergleichen geflossen ist?» Johann Rudolf war aufgestanden, beugte sich über den Tisch und sah den Sekretär drohend an.

«Der Herr Kanzler hatte das letzte Wort», rief der Mann verängstigt aus. «Er hat ernstlich darauf hingewiesen, wie gefährlich eine Verzögerung des Handels für die Reputation des Reiches werden könnte.» Der Mann brach ab, als habe er zuviel gesagt. «Endlich kam ein Mehrheitsbeschluß zustande.»

«Und welcher Art ist dieser Beschluß?»

«Die Privilegien Basels anzuerkennen und die Stadt vom Reichskammergericht zu eximieren.»

«Ah, und weiter?»

«Worunter aber das Ausscheiden aus dem Reichsverband auf keinen Fall verstanden werden soll.»

Johann Rudolf faßte sich an den Kopf. . . «Die Herren wollen unseren Standpunkt nicht begreifen.»

«Die Reichsräte haben beschlossen, den Herrn Gesandten um Geduld zu bitten», sagte der Sekretär flehentlich, «bis sich das Reichskammergericht noch einmal geäußert hat; in Osnabrück wird die entscheidende Versammlung stattfinden.»

«Aber wir sind doch seit langem frei vom Reichskammergericht», unterbrach Ruedi Burckhardt erbittert, «und dennoch beliebt es dem Reich immer wieder, unsere Exemption zur Diskussion zu stellen.»

Der Sekretär, der sich einem jungen Manne wie Ruedi Burckhardt gegenüber eine eigene Meinung erlaubte, hob ermahmend einen Finger und sagte schulmeisterlich: «Bisher hat es immer geheißt, daß, solange Basel sich nicht auf legitime Weise vom Reichskörper zu trennen vermöge, das Reichskammergericht die Stadt als ein Glied des Reiches ansehen müsse.»

Johann Rudolf, dem die Debatte mit dem untergeordneten Mann unlieb war, sagte abschließend: «Um eben diese legitime Trennung zu erreichen, befinden wir uns hier.»

«Mein Herr trägt sich mit den besten Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang.»

«Ich auch.» Johann Rudolf saß, den Kopf in die Hand gestützt und sah den Sekretär mit leichtem Spott an. . . Er sah ihn gewissermaßen zur Tür hinaus. Ruedi Burckhardt geleitete ihn mit aller Höflichkeit.

Als er wieder zu seinem Onkel trat, sagte Wettstein müde: «So ist nun die jahrelange Vorarbeit umsonst getan; und nutzlos die schönen Versprechungen Volmars und Longuevilles. . . Wir schweben in der Luft wie ein Federchen, jeder kann es nach Belieben hierhin und dorthin blasen. . . Der Einschluß in den Frieden. . . die Bestätigung unserer Souveränität, wie fern scheint die Erfüllung gerückt! Dieses zweihundertvierzigköpfige Ungeheuer trägt zweihundertvierzig verschiedene Gesichter. Wer soll sie allesamt zu einer zustimmenden Grimasse zwingen? Niemand hat den Willen und die Autorität dazu; einzig wir, wir als einiges Volk hätten die Macht. . . Ach, Ruedi, warum sind sie so grausam daheim! Sie töten mich mit ihrem Schweigen!»

«Das Favorschreiben kann jeden Tag eintreffen, Onkel; wir haben noch Zeit bis zur Osnabrücker Verhandlung!»

«. . . Ich muß Volmar sobald wie möglich sprechen; setzen wir unsere Abreise nach Osnabrück auf übermorgen fest.»

Vor Wettsteins Quartier stand der Reisewagen, das heißt, ein flaches Brettergerüst auf Rädern mit einem grünen Wachstuch überspannt. Der Wirt schichtete Stroh auf den Karren, Giggishans und der Korporal verteilten Koffer darauf wie Bänke. Hans sollte fahren, Ruedi neben ihm sitzen, zwei geladene Pistolen im Gürtel, als Hüter der Dokumente. Fritz wies man die hinterste Bank zu, wo er über seinem Weltschmerz brüten durfte, wie der Bürgermeister sagte, der nicht begriff, welcher Trauertefel in seinen sonst so fröhlichen Buben gefahren war. Er selber und der Korporal wollten voranreiten.

Johann Rudolf stand neben dem Wagen und gab seine Anordnungen; er blies in die blaugefrorenen Hände, bis sein viereckiger Bart sich silbern bereifte. Es herrschte an diesem 30. Januar eine Kälte, daß die Luft erklang; auf dem knirschenden Schnee funkelte die Sonne; tiefblau stand der Himmel über der Kongreßstadt.

Gegen neun Uhr brach die Reisegesellschaft auf, der Wirt schlug die eisenbeschlagenen Torflügel des Hofes weit zurück; der Aufzug, der an ihm vorüberzog, war nicht glänzend, zwei, in Pelze und Kappen gehüllte Männer auf mageren Pferden und ein alter Planwagen. Fritz zitterte, man möchte der goldstrotzenden Kutsche d'Avaux begegnen; in dieser Lage wünschte er Lucinde trotz seiner brennenden Sehnsucht nicht zu sehen. . . Gestern Abend hatte er in dem geliebten, atlasgefütterten Kabinett Abschied von ihr genommen; der süße Duft ihrer Hände! . . . In Gedanken beugte er sich noch einmal über ihre kleine Hand, die ihn so fest zu halten wußte. . . Wenn nur der Vater nicht zu lange in Osnabrück weilen mußte!

Ruedi Burckhardt schaute mit glänzenden Augen unter dem Verdeck hervor, denn in der Ferne hatte er Berge entdeckt, einen Höhenzug immerhin! Es war der Teutoburgerwald, und der Wirt hatte erzählt, daß einst in dieser Gegend eine Römerschlacht getobt, nach deren siegreichem Ausgang für den Germanenführer Armin, Varus, der römische Feldherr, sich in sein Schwert gestürzt.

(Fortsetzung Seite 1158)





Gemälde von einem unbekannten zeitgenössischen Meister

Aufnahme Spreng

### Ein Eidgenosse: der Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein

Er ist der Titelheld unseres Romans. Wir würden sein Bild nicht so mächtig hier hinstellen, wenn weiter nichts über diesen Mann zu sagen wäre, als daß er von 1594–1666 gelebt und es bis zum Bürgermeister der Stadt Basel gebracht habe. Aber Wettstein hat als Charakter und Politiker überdurchschnittliches Format. Sein Vater war Bäckermeister und stammte aus der zürcherischen Gemeinde Russikon, woher er nach Basel «auswanderte» und dort Spitalmeister wurde. Daß der Sohn eines ursprünglichen Nicht-Baslers zur Bürgermeisterwürde der Stadt Basel gelangte, gestattet einen Schluß auf seine überragenden Fähigkeiten. Vielleicht half gerade der Umstand, daß Basels Oberhaupt kein «Urbasler» war, wesentlich mit, daß Wettstein das eidgenössische Denken und Handeln entgegen aller damaligen Gewohnheit über das örtlich begrenzte stellte. Das große und bleibende Verdienst dieses Staatsmannes besteht darin, daß er bei den ausländischen Mächten die endgültige und feierlich besiegelte Loslösung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Reich durchsetzte. Seinem weitsichtigen, klugen und ausdauernden politischen Handeln danken wir es, daß seit 1648 die Schweiz völlig selbstständig ihren eigenen Weg gehen konnte.



Der Weg stieg an. Durch friedliche, weiße Tannenwälder suchten die Pferde ihren Weg; Totenstille lastete auf den Zweigen. Wo die Sonne zwischen den dichten Wipfeln einen schmalen Eingang fand, webte sie golden-glänzende Muster in die weichen Schneekissen. Niemand sprach; wie durch ein Märchenland zogen lautlose Hufe und Räder auf dem weißen Weg dahin.

Von den Herbergen, in denen Wettstein und seine Begleiter speisten und zur Nacht ruhten, waren Stille und Märchenzauber weit entfernt. Die Wirte hatten es gelernt, aus der guten Zeit ihren Vorteil zu ziehen. Früher sahen sie das runde Jahr kaum einige Jäger und Holzfäller zu einem schnellen Trunk einkehren, aber jetzt war die Straße zwischen Münster und Osnabrück fast ständig begangen. Die größten Herren aller Länder hielten in ihren Staatskarossen vor den niedrigen, verräucherten Häusern, und die seidenrauschenden Herren und Damen, die so gar nicht für eine Fahrt durch Wald und Sumpf gerüstet waren, freuten sich, wenn sie nur ein Dach über dem Kopf hatten und ein Feuer, um sich zu wärmen.

Wettstein wurde mit weniger Katzbuckeln empfangen als andere Gesandte, aber er bezahlte ohne zu markieren und hatte eine Art, anzuordnen und sich die Wirte dienstbar zu machen, daß sie bald den Herrn in ihm erkannten.

Am Abend des zweiten Tages erreichten die Schweizer Osnabrück. Der Herzog von Longueville hatte Johann Rudolf schon darauf vorbereitet, daß die zweite Kongreßstadt bis unter das letzte Dach überfüllt sei und ihm Quartier in der französischen Gesandtschaft angeboten. Aber Wettstein hatte es ausgesprochen, um nicht den Eindruck zu erwecken, er führe im Kielwasser des mächtigen Franzosen dahin.

Der Herzog hatte recht prophezeit, in keinem Wirtshaus, in keiner Bürgerwohnung war Platz für fünf Mann. Es herrschte tiefe Dunkelheit, als Johann Rudolf beratend mit den Seinen vor einer überfüllten Herberge hielt. Ruedi schlug vor, die nächste Scheune zu ihrem Quartier zu machen, der Bürgermeister war einverstanden und gerade, als die Kavalkade sich wiederum in Bewegung setzte, wurde die Wirtshausstüre aufgerissen, und zwei Männer mit schwankenden Laternen traten heraus.

«Heinrich, Peter!» rief Giggishans aus, «kommt heran und gebt uns einen Rat.»

Die Männer waren verblüfft stehen geblieben: es waren zwei Kutscher des Grafen von Trautmannsdorf, sie hatten schon mehrmals den schweizerischen Gesandten in seinem Quartier zu Münster abgeholt und kannten Giggishans wie jeder in der Kongreßstadt ihn kannte.

«Wir suchen Quartier», sagte Johann Rudolf von seinem Pferde herunter, «wißt Ihr nicht eine Herberge?»

«Ach, Herr, wir sind alle verstreut untergebracht; unsere Herren wohnen bei dem Bürgermeister, dort wäre vielleicht noch Platz.»

«Nein», unterbrach Wettstein kurz; «ich muß eigenes Quartier haben.»

Die beiden Männer dachten einen Augenblick nach, schließlich schauten sie sich fragend an, und der eine sagte zögernd: «Unser Herberge gegenüber hat ein Wollenweber seine Werkstätte, der hat heute ein Papier herausgehängt, er habe freies Quartier, aber es besteht aus einem Hühnerhaus, und am Morgen waren die Tiere noch darin. Es wird dem Herrn Bürgermeister zu schlecht sein.»

Wettstein wandte sich lachend zu Ruedi um: «Wollen wir die Nacht auf den Hühnerstangen zubringen?»

«Es wird so schlimm nicht sein, und auf der Straße können wir bei dieser Kälte nicht bleiben», Johann Rudolf zögerte dennoch, den Wink zum Aufbruch zu geben. «Denke an dein Podagra, Onkel», drängte Ruedi Burckhardt, «du bist zwei Tage durch die Kälte geritten.»

Wettstein seufzte. «Also führt uns hin, Ihr Retter in der Not.»

Im Hause des Wollenwebers war es schon dunkel und still, aber Giggishans und die beiden Kutscher trommelten an die Türe, bis ein verschlafener Mann erschien, den auch die Aussicht auf Logiergäste nicht wachrüttelte, er hatte es nicht eilig mit dem Vermieten; wenn er diese Gäste abwie, standen morgen früh andere vor seiner Türe. Aber wenn der Bürgermeister befahl, wurde immer gehorcht. So schloß der Mann brummend seinen Hühnerstall auf und ließ Ruedi eintreten.

Der schlatternde Wollenweber hob seine Laterne in die Höhe. Ruedi hielt sich die Nase zu und wäre fast ausgeglitten auf dem ungereinigten Boden; er hatte Lust, sofort in die Winterluft hinauszustürzen, aber im Hintergrund entdeckte er zwei riesige Betten, die einigermaßen hergerichtet schienen. Ein eiserner Ofen war vorhanden, dessen Rohr, strohuhüllt, zur Fensterluke hinausragte.

«Auf dem Estrich sind noch einige Betten, und eine Unterkunft für die Pferde ist auch vorhanden», murmelte der Mann mit klappernden Zähnen.

«Wir nehmen das Quartier», sagte Ruedi, «Stroh für die Pferde und Betten für die Männer, was können wir mehr verlangen.»

Als die beiden Kutscher mit Dank und Trinkgeld entlassen, und der Wollenweber zu seinem Weibe und seiner Schar Kinder, die man weinen und huster hören, zurückgekehrt war, machten Hans und der Korporal sich daran, die Pferde zu versorgen. Wettstein und die beiden jun-

gen Männer trugen die Koffer hinein. Der Bürgermeister öffnete eine Fensterluke neben dem Ofenrohr.

Ruedi untersuchte die Betten; das grobe Leinen war feucht, das Stroh, über das es gebreitet war, festgefroren. «Wir müssen in den Kleidern schlafen, Onkel», sagte er, «denn das faule Stroh wird unter uns auftauen.»

Fritz kam vom Estrich zurück. Er lachte leise vor sich hin. «Vater, du solltest unsere Betten sehen. Weißt du, woraus sie bestehen? Aus leeren Futterkisten; wir müssen die Beine von den Kniekehlen an herabhängen lassen.»

«Nehmt doch das Stroh heraus und legt es auf den Boden.»

«Das geht nicht, Vater. Die drei Kisten stehen in einem winzigen Verschlag; der übrige Estrich ist die Räucherammer; er liegt wohl über der Küche; du erstickst fast, wenn du hindurchgehen mußt und stößt mit dem Scheitel an Würste und Schinken.»

«Gehen wir schlafen», sagte Wettstein trocken; «wir sind nicht zu unserem Vergnügen hier! Morgen wollen wir weitersehen.»

## X.

Am andern Morgen, als Giggishans vor dem eisernen Ofen kniete und unter Husten und Spucken ein Feuer in Gang zu bringen versuchte, stand der Bürgermeister mit gespreizten Beinen, die Hände auf dem Rücken in der Mitte des Raumes, von seinen übrigen Mannern und den Wollenwebersleuten umgeben wie ein Feldherr bei der Parole.

«Bevor Ihr Tische und Stühle bringt», sagte er zu dem Wirtspaar, «muß der Boden gefegt werden.»

«Der Boden gefegt? Die Frau legte entrüstet die Hände über dem Bauch zusammen. «Der ist noch nie gefegt worden, und was jetzt darauf liegt, hält warm, es muß nur gut antrocknen.»

«Herunter muß es! Ich wate nicht im Hühnerdreck herum und trage ihn nachher den hohen Herren in ihre gebohnten Gemächer. Das Fenster wird gewaschen, das Stroh in den Betten erneut, wenn es auftaut, ist es fauler Mist.»

Giggishans, der den Widerstand der Frau empfand und sich der Schwäche in der Position seines Herrn bewußt war, denn Mieter, die weniger anspruchsvoll waren, standen jede Stunde zur Verfügung, sagte vom Ofen her, die Reinigung würde er selber übernehmen und winkte dem Ehepaar, es könne gehen. Dann rief Giggishans dem Bürgermeister mit dem Wohlwollen des langjährigen Dieners, er solle mit seinem Herrn Amanuense und dem Korporal auf Besuche gehen.

«Tue das, Vater», redete auch Fritz zu, «ich werde dir schon mit Hans ein Quartier zureichen.»

Als Johann Rudolf gegangen war, um zuerst die fürstlichen und städtischen Vertreter aufzusuchen, begann Fritz mit Hans' Hilfe, sekundiert von etwa vier Kindern des Wollenwebers, den Boden und die Fenster zu säubern, frisches Stroh für die Betten zu holen, Möbel zu beschaffen und einen Wollenteppich auf die Erde zu legen.

An Möbeln war zwar nicht viel zu finden: ein Tisch, zwei Hocker und ein Lehnstuhl, der aber nur eine Armllehne aufwies. Um der Möbelnot abzuhelfen, hatte Fritz die gute Idee, aus zwei Reisekisten und einigen Brettern einen Schreibtisch herzustellen, als Decke diente ein Tuch, das des Bürgermeisters Staatsgewand zu umhüllen pflegte. Schreibzeug, Bücher, Papiere wurden daraufgelegt.

Fritz und Giggishans verharren stumm vor ihrem Werk, die Wollenwebersfrau mit einer Traube kleiner Kinder an ihrem Rock stand an der Türe, der Weber, die unruhigen Hände hin und her schiebend, eine Strange Wolle über den Nacken gehängt, schaute seiner Frau über die Schulter. Fritzens Kunststück der Innenausschmückung schlug alle mit Stummheit.

Wenn nur der Vater käme... aber der saß neben Ruedi Burckhardt im überfüllten Vorzimmer eines Abgeordneten der Reichsräte. Vor der Türe stand der weiß-schwarze Korporal. Ein Wartender nach dem anderen wurde empfangen; es schlug zwölf Uhr, der Diener erklärte die Audienzzeit als beendet, und Johann Rudolf mußte unverrichteter Dinge heimkehren. Wenn er nicht die freudige Ueberraschung eines sauberen Quartiers und des fürstlichen Schreibtisches gehabt hätte, so wäre ihm der Zorn über diesen verlorenen Morgen in die Knochen gefahren, denn «Aegerer ist die Großmutter des Podagra», pflegte Freund Rippel zu sagen.

Die Reichsräte zeigten sich auch an den folgenden Tagen nicht. Wie zürnende Götter thronten sie hinter undurchdringlichen Wolken. Wettstein ließ endlich seinen Neffen allein antichambrieren, er selber attackierte die kaiserliche Gesandtschaft, ohne aber mehr zu erreichen, als Ruedi bei den Reichsräten, denn die Vertreter des Hauses Habsburg waren in tiefe Konflikte mit den Schweden verstrickt. Hochmütig in ihrem Siegesbewußtsein, gedachten sie, keine Konzessionen zu machen, und obzwar Volmar sich wie eine Schlange wand, Trautmannsdorf die genußfreudigen Schweden beim Becher zu überreden versuchte, und Nassau, streng und humorlos, die Gegenpartei mit ethischen Gründen meinte rühren zu können, beharrten Oxenstierna und Dr. Adler Salvius, diese hartgesottenen Ketzer, auf ihrer Forderung gegenüber der katholischen Majestät.

So kam Volmar schließlich auf den Gedanken, von Wettstein, der in seiner eisernen Hartnäckigkeit die kaiserliche Gesandtschaft nicht losließ, eine Gegenleistung zu fordern. Der Bürgermeister sollte als Mittler bei d'Avaux wirken, der mit den Schweden Hand in Hand arbeitete und ja Wettsteins großer Gönner war. Aber Johann Rudolf ließ sich nicht auf das Glatteis politischer Intrigen locken, weder durch Komplimente über seine staatsmännischen Talente, noch durch die Andeutung, der Kaiser wisse besondere Verdienste mit offener Hand zu belohnen, noch durch die Drohung, Volmar werde die Frage des halben Kreditverschreibens aufrufen.

Wettstein pflegte Dr. Volmar, als dieser sich durch mehrere Audienzen hindurch die Zunge müde redete, und aus seinem Hirn die überzeugendsten Gedanken hervorpfeifte, mit leicht geneigtem Gesicht anzusehen, fast als sei er schwerhörig. Ja, er warf hin und wieder ein «Wie bitte?» hin, so daß Volmar gezwungen war, Worte zu wiederholen, die er am liebsten, kaum daß sie gesprochen, schon wieder ausgelöscht hätte. Aber Johann Rudolf war unerbittlich. Jedes Verführerwort wurde festgenagelt. Dabei hielt er die Brauen kummervoll gehoben, aber seine Augen lächelten; eine beunruhigende Miene.

Dr. Volmar wurde sich nicht klar darüber, ob sie einer spöttischen Ueberlegenheit entstammte oder einem schmerzlichen Humor, der sich über menschliche Abwege und Umwege keine Illusionen macht.

Es mochte beides auf dem Grunde von Wettsteins Gedanken liegen: ein peinvoller Erstaunen darüber, daß ein ehrenhafter Mann wie Dr. Volmar ein klares Ja oder Nein, einen geraden Weg für so ganz und gar unscheinlich hielt, daß er durch Tage glaubte, Johann Rudolf zum Zwischensträger und Aushorcher benutzen zu können und andererseits, eine kleine boshafte Vorfreude auf den Moment, wo der siegesbewußte Volmar vor dem so unwichtigen schweizerischen Gesandten würde kapitulieren müssen. Daneben beschlich Johann Rudolf allmählich eine tiefe Beunruhigung.

Er begann zu fürchten, Volmar könne sich von einer Stunde zur andern aus einem Freund in einen Feind verwandeln, und was geschah dann? War seine, Johann Rudolfs Ehrlichkeit eine so wichtige Figur in diesem Spiel, daß er ihr den Vorteil seines Landes opfern durfte? Es war nicht ratsamer, Volmar nachzugeben? Herr des Himmels, hatte man ihn schon dahin gebracht, daß er sich fürchtete, ehrenhaft zu handeln? Nein, Angst durfte ihm nicht die Füße unsicher machen, nur das nicht! Was immer auch die Stimmen rechts und links und im eigenen Herzen zischelten, es gab nur einen Weg, an dessen Ende wahrer Erfolg lag, den Weg des Anstandes und der Furchtlosigkeit.

So ließ er sich nicht brechen, nicht einmal biegen, und während ihn noch die Gespenster des Zweifels bedrohten, war ihm der Lohn schon zugefallen. Denn Volmar, der den klaren Schönheiten in Wettsteins Charakter kaum zu glauben gewagt und im Herzen zitterte, Wettstein möchte nachgeben, Volmar war Wettstein tief dankbar für seine Beständigkeit und eine scheu verborgene, aber heiße Zuneigung zwang ihn, sein eigenes Anliegen aufzugeben und sich anstatt dessen mit Geist und Gemüt für Wettstein einzusetzen.

Nur eines hemmte sein Vorwärtsdrängen: das mangelnde Favorschreiben. Solange Johann Rudolf es nicht zu beschaffen vermochte, waren die Streiche, die Volmar für ihn tat, in die Luft geschlagen. Zu Johann Rudolf aber sprach Volmar nicht von dem leidigen Brief, wußte er doch, wie heiß er seine Ankunft ersehnte. Die trübe Nachricht von der ersten Tagung des Fürstenrates konnte er ihm jedoch nicht vorenthalten.

Am Tage von Wettsteins Anknüpf hatten die Vertreter der Kurfürsten und Fürsten sich mit dem Wachtumschen Fall, mehr wollten sie in dem schweizerischen Anliegen nicht sehen, beschäftigt, und was Wettstein mit aller Anstrengung zu verhüten gesucht, wurde beschlossen. Die Angelegenheit sollte als eine stadtbäuerliche auf einem allgemeinen Reichskonvent erledigt werden, dort könne man im besten Fall der Exemption Basels vom Reichskammergericht zustimmen, aber niemals einer Losrennung vom Reich. Von Anerkennung der Souveränität des gesamten Landes, die doch seit bald 150 Jahren bestand, verlautete kein Wort.

Wettstein war es, als müsse er sich zerreißen in seiner Ungeduld; anstatt vorwärts ging er rückwärts, und ihm waren die Hände gebunden. Hatte er doch keine Vollmacht und vor allem keine Gelegenheit, diese große Frage, die im Hintergrunde aller Verhandlungen stand, gewaltsam aufzuwerfen. Seine ganze Hoffnung hing daher an Volmar und d'Avaux, die sich als Paten des Freiheitsgedankens gaben, doch fehlte noch Schweden als dritter Gönner.

Die Schweden. Sie saßen wie ein Alp auf der Brust des Reichsrates und waren somit Wettsteins natürliche Verbündete. Aber wie sollte er mit Dr. Adler Salvius und dem Grafen Oxenstierna, die nicht einen Hauch von Interesse für die Eidgenossenschaft besaßen, in fruchtbare Beziehungen treten? In der kaiserlichen Gesandtschaft durfte Johann Rudolf die Namen der Schweden nicht aussprechen, ohne daß sich Gewitterwolken zusammenballten, und d'Avaux, der vielleicht einen vermittelnden Schritt tun würde, war in Münster. So mußte er selber den peinlichen Versuch einer ersten Annäherung wagen, und er unternahm, was irgend zu unternehmen möglich war.

(Fortsetzung Seite 1160)



Er schrieb, er wartete, er saß in Vorzimmern, aber er gewann keinen Fußbreit Terrain. Schon war ein Drittel des Februar vergangen, und noch hatte Johann Rudolf kein Wort, weder mit den Reichsräten, noch mit den Schweden getauscht.

Johann Rudolf trug die Demütigung, die in der schweigenden Abwehr lag, wie einen Stachelring, um den Hals; er schämte sich vor seinen jungen Männern, daß er wehrlos hinunterwürgen mußte, was er am liebsten den hochmütigen Herren mit Gleichem vergolten hätte; aber er hielt nicht einen einzigen Trumpf in der Hand. Ja, wenn er die Gesamtheit des Volkes hinter sich wüßte, aber als halber Abgesandter durfte er nicht einmal auf die bewaffnete Neutralität hinweisen, die inzwischen Tatsache geworden und sein Stolz und seine Freude war. Die Herren in Zürich mußten nun seinen zweiten Brief erhalten haben . . . würde Salomon Hürzel seine Freundschaft zu dem Luzerner Schultheißen Dulliker wohl zugunsten des Favorschreibens ausnützen können?

In mancher Nacht lag Johann Rudolf wach und sprach in Gedanken auf seine Landsleute ein. Ach, wenn es ihm gelänge, die Freiheitserklärung der Schweiz in den Friedensschluß aufnehmen zu lassen, mit tausend Freuden wäre er bereit, noch viele dieser entsetzlichen Monate auf sich zu nehmen, aber einem uneinigen Volk würde Gott eine solche Gnade nicht erweisen, und im Dunkel der Nacht faltete dann Johann Rudolf die Hände und flehte Gott an, die Männer in der Heimat zu erleuchten, daß sie begriffen, wie Hohes hier draußen auf dem Spiele stand.

In der Mitte des Monats luden ihn einige Reichsräte zu einer inoffiziellen Unterredung ein. Johann Rudolf machte sich nicht ohne Stöhnen auf den Weg, denn mit dem Tauwetter hatte ihn sein Leiden von neuem angefallen. Mühsam ging er an Ruedi Burckhardts Arm durch die aufgewickelten Straßen; sie sprachen beide kein Wort in der schmerzlichen Spannung um das Resultat der Unterredung.

Als Ruedi zwei Stunden später seinem Onkel im Vorzimmer abermals den Arm reichte, um ihn die Treppe hinunter zu führen, erschrak er über das gealterte Antlitz an seiner Seite. Er fragte nichts, und auch Wettstein schwieg. Erst auf der Straße sagte der Bürgermeister bitter:

«Unser Anliegen ist so unbedeutend, daß man es auf den nächsten Reichstag verschieben will. Speyer hat zwar eingewilligt, die Prozesse bis zu diesem Zeitpunkt schweben zu lassen, aber von der Bestätigung der Exemption im Friedensvertrag wollen die Reichsräte nichts wissen, damit sich nicht etwa eine Souveränitätserklärung in das Friedensinstrument einschleiche. So sagte der Vorsitzende und fügte hinzu: Eure katholischen Orte werden uns wohl keinen Widerstand machen, oder können Sie das Gegenteil behaupten? . . . Ruedi, immer wieder dieses Messer, das jede Hand in mir umdreht.»

Und als hätten die seelischen Schmerzen die körperlichen geweckt, hielt Johann Rudolf stöhnend den Schritt an. «Warte einen Augenblick, Ruedi, es geht fast nicht mehr.» Johann Rudolf war totenbleich, er biß die Zähne in die Unterlippe und schloß die Augen. «Zieh mich von der Stelle, Ruedi, ich kann nicht zum Gaudium des Volkes hier stehen bleiben.»

Unter entsetzlichen Schmerzen gelangte Wettstein in sein Losament zurück; er weigerte sich, ins Bett zu gehen, weil er dann erst recht unbeweglich sein würde und er mußte sich doch jeden Augenblick bereithalten, den Schweden aufzuwarten.

So saß er denn den Nachmittag und die ganze Nacht in dem zerbrochenen Lehnstuhl, das eingebundene Bein auf einen Hocker gestützt, und versuchte mit angespanntem Willen, die Krankheit zu vertreiben. Anna Maria würde ihm empfehlen, zu beten; für Frauen mochte das gut sein, aber Johann Rudolf, der sich Gott als einen großen Herrn vorstellte, glaubte, es müsse ihm besser gefallen, wenn ein Mann sich selber half als um Hilfe jammerte. Helfen würde Gott ihm, daran zweifelte er nicht, und dem Starken lieber als dem Verzagenden.

Am Vormittag diktierte er Briefe an Ruedi Burckhardt. Seine Stimme war rau, und die Augen lagen matt in den eingesunkenen Höhlen. Plötzlich reißt Giggishans die Türe auf und führt einen grüngekleideten Vorläufer herein, und bevor Johann Rudolf noch recht erfaßt hat, was geschieht, hat der Mann schon seine Botschaft hervorgeschnattert: «Herr Dr. Adler Salvius, Gesandter Ihrer Majestät der Königin Christine von Schweden, wird sogleich dem Herrn schweizerischen Gesandten seine Aufwartung machen.»

Wettstein protestierte, er selber werde seine Exzellenz besuchen, aber es stellte sich heraus, daß der hohe Herr schon auf dem Wege sei.

Kaum war der grüne Mann aus der Türe, als Wettstein seine Leute zusammenrief. «Giggishans, reiß mir den Verband herunter, ich will nicht als Kranker verhandeln . . . Schnell, keine Wiederrede.»

Giggishans wickelte das Bein seines Herrn aus, Fritz brachte Strumpf und Schuh. Gemeinsam hoben sie den Bürgermeister, der mit einem ersticken Schrei den Fuß auf den Boden setzte, aus dem Stuhl. «Weg da, ihr beiden! Ich will gehen.» Und er ging, hin und her, hin und her, aber seine Wangen wurden noch um einen Schatten fahler.

«Die Wagen kommen», rief Korporal Hans zur Türe hinein und stürzte in den kleinen schmutzigen Hof. Drei Karossen mit je vier Pferden bespannt, rot ausgeschlagen

und reichlich mit Gold verziert, füllten das ganze Gäßchen aus. Ein mächtig großer und sehr dicker Mann, der mühsam an der Pracht seiner Kleider zu schleppen schien, stapfte langsam durch den Hof. Zwölf Kavaliere folgten ihm. Lakaien liefen vor ihm her und rissen die Türe zu Wettsteins Zimmer auf, die Korporal Hans als Vertreter des schweizerischen Gesindes hütete.

Johann Rudolf ging dem Gesandten so schnell er es vermochte, entgegen, führte den Herrn zu dem einarmigen Stuhl und bat ihn, sich zu setzen. Dr. Adler Salvius aber, der wie ein Turm in der Mitte des Gemaches stand, sah zweifelhaft auf das gebrechliche Möbel. Johann Rudolf entschuldigte sich für das schlechte Losament.

«Das kennen wir», sagte Salvius gleichgültig. «Man kann sein Quartier nicht mit sich tragen. Nun, versuchen wir es mit diesem Thronessel.» Er ließ sich vorsichtig nieder, rückte den Stuhl von rechts nach links, aber niemals kamen auf dem unebenen Boden mehr als zwei Stuhlbeine zugleich zu stehen; so schaukelte der unglückliche Mann bei jedem lebhaften Wort hin und her.

Er hatte nämlich Johann Rudolf, der ihm auf einem Dreibein gegenüber saß, sofort mit Reden überschüttet; in einem harten, raschen Deutsch, das Wettstein nur mit Mühe verstand. Er sagte zum Beispiel: «Sie sind krank?» Und Johann Rudolf antwortete: «Oh, nicht der Rede wert.» Und der Schwede: «Sie sehen aber schlecht aus.» Dann kam er auf die Exemptionsfrage zu sprechen und meinte, man könne die Kleinigkeit auch bis zum nächsten Reichstag verschieben; warum der Bürgermeister seine Zeit auf diesem Kongreß verlieren wolle; die Anerkennung der schweizerischen Souveränität würde er doch nicht erreichen.

Wettstein durchzuckten Schreck und Aerger. Auch hier Hinauszögern und Widerstand? Lebhaft und eingehend begann er die schweizerischen Verhältnisse zu erklären und wies darauf hin, daß die Eidgenossenschaft gerade auf Schwedens Hilfe zähle, um bei der allgemeinen Verteilung nicht übergangen zu werden. Nach langer Debatte schien Salvius endlich bis zu einem gewissen Grade überzeugt. Vor allem tue die Schweiz gut daran, sich an Schweden zu halten. Auf d'Avaux und Volmar sei kein Verlaß . . . Was sie versprochen, war von vornherein verächtlich. Wettstein solle klar auf Seiten der Protestanten stehen, hier allein sei Recht und Hilfe zu finden.

Salvius war in Zug geraten. Wenn er auf die Konfessionen zu sprechen kam, gingen ihm die Worte nicht aus. Er war, dem Geiste seiner Zeit gemäß, als Lutheraner, ein gewaltiger Katholikenfresser und sagte Wettstein, er sei einzig wegen der protestantischen Schweiz zu ihm gekommen und auf Johann Rudolfs dringenden Einwurf, es gehe aber um die gesamte Schweiz, hatte er nur eine abweichende Handbewegung. Den protestantischen Eidgenossen wolle er, wenn es denn durchaus sein müsste, helfen, den katholischen niemals. Uebrigens unterstütze die katholische Schweiz, soviel er gehört habe, Wettsteins Bemühungen ja auch in keiner Weise. Er, Salvius, könne nur wiederholen: warum soviel Wesens um die Lostrennung vom Reich? Die Schweiz sei doch ein Kind der deutschen Mutter, sie spräche ihre Sprache und dächte ihre Gedanken, zu welchem Zwecke also die Errichtung politischer Grenzen, wo keine Geistesgrenzen bestehen?

Wettstein lachte freimütig auf. Wie konnte man die Schweizer Freiheit diskutieren? Der Schwede hätte gerade so gut fragen können: Warum habt ihr Blut in den Adern? Aber dann wurde Johann Rudolf ernst, fort-lachen durfte man diese Frage nicht, was wußte der Mann aus dem fernen Norden von dem uralten Bund der Eidgenossen?

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er ruhig: «Das Kind steht schon lange, lange außerhalb des Vaterhauses. Redlich kämpfend und sich mühend, ist es zu einem eigenen Wesen geworden, es lebt ein schwereres Leben als die Mutter, deshalb hat es ein Recht, endlich das Gängelband zu durchreißen, an dem die Gestränge immer noch zu zupfen beliebt. Wir verlangen keinen Schutz von außen, aber wir wehren uns auch gegen Bevormundung. Wenn wir endlich die letzte Freiheit errungen haben, dann, aber erst dann werden wir uns in voller Liebe der Gaben erinnern, die wir der mächtigen Mutter danken. Ja, ihr sei allezeit Dank für die Geschenke des Geistes, der Dank des freien, reifen Mannes, aber niemals der demütige Dank des hörigen Kindes.»

Dr. Adler Salvius nickte mehrmals mit dem Kopf, plötzlich richtete er sich auf, mit andern Augen sieht er Wettstein an als bei seinem Eintritt, «hier meine Hand für die protestantische Eidgenossenschaft . . . und plötzlich auslöschend, «Ihre katholischen Landsleute mitzureißen, muß Ihre eigene Sorge sein.»

Nach dieser Unterredung blieb Johann Rudolf den ganzen Tag über sehr schweigsam, erst als die jungen Leute ihm eine gute Nacht wünschten, sagte er unvermittelt und mit einer Festigkeit, als ziehe er einen Schlusstrich unter die Gedanken dieses Tages: «Ich will seine Hilfe für die evangelischen Orte alleine nicht. Allen ein Vorteil, oder keinem. Anders halten wir es nicht . . . Wenn der einarmige Stuhl nicht gewesen wäre, hätte ich den Gesandten gern zum Bleiben genötigt und diesen Punkt klargestellt, aber ich durfte ihn nicht auf dem brüchigen Möbel festhalten.»

Johann Rudolf kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr, «was meinst du, Ruedi, ob wir auf Staatskosten einen gediegenen Stuhl anfertigen lassen?»

«Ich denke, wir dürfen uns diese Ausgabe gestatten, und wäre es nur deinetwegen, Onkel.»

Doch davon wollte Johann Rudolf nichts wissen. Er brauche keinen Extrastuhl, aber da er in nächster Zeit viel mit d'Avaux zu verhandeln habe und er, Johann Rudolf, vielleicht nicht werde gehen können, so müsse der Graf sich zu ihm bemühen und man könne wirklich einem so verwöhnten Herrn den wackligen Stuhl nicht zumuten.

Als die jungen Leute gegangen, und Johann Rudolf sich stöhnend entkleidete und mit Vorsicht ins Bett legte, blieben seine Gedanken bei d'Avaux. Die besten Helfer waren letzten Endes doch die Franzosen. Wenn Salvius nur für die Evangelischen zu gewinnen war, und Volmar die Sache der Eidgenossen fallen ließ, mußte er d'Avaux bestimmen, den nötigen Druck auf die Reichsräte auszuüben.

Johann Rudolf war müde von der Geistesarbeit dieses Tages, aber gerade darum vermochte er den Schlaf nicht zu finden. Ruhelos umkreisten die Gedanken Probleme, die in dieser Nacht auf keinen Fall aufzuhellen waren, er wußte es, aber die Waagschalen des «Wenn» und «Aber» schwankten unablässig auf und nieder.

Welchem Geiste gehört eigentlich d'Avaux an, fragte sich Wettstein und versuchte, Gesicht und Wesen des Grafen deutlich hervorzuheben, aber er sah nie den ganzen Mann, nur schöne, bewegliche Hände, unruhig flatternde Augenlider, und ein weiblich schöner, immer lächelnder Mund umflimmerten ihn. Ein bewegliches, diplomatisches Geranke umhüllte ihn, meinte Johann Rudolf in ärgerlichem Selbstgespräch, und doch, hin und wieder läßt es die feste Mauer eines aufrechten Charakters durchschimmern . . . besaß er die Freundschaft dieses Mannes, oder war er ihm nur eine Figur im Spiel, die man bald vor- und bald zurückschob?

Johann Rudolf drehte sich der Wand zu, d'Avaux und seine wechselnden Launen waren es nicht wert, daß er schlaflos lag. Aber als hätte er sich mit der Wendung einem anderen Manne gegenübergestellt, stand Volmar vor seinem inneren Auge. Volmar . . . was bedeutete sein langes Stillschweigen?

Volmars Zurückhaltung kränkte Johann Rudolf bis in die tiefste Seele, und was der Politiker mit Zorn hingeworfen und wieder abschütteln würde, war in den Menschen Wettstein als schmerzliche Enttäuschung eingedrungen, hatte sich festgesetzt und vergiftete sein ganzes Wesen mit Mißtrauen.

Johann Rudolf zog die Decke fester um sich, als fröhe ihn in Gedanken an die Bosheit der Menschen, er zwang sich, freudige Dinge zu sehen: sein Basler Haus, seine Kinder, Anna Maria. Und da war es ein Bild, das ihn im Dunkeln lächeln machte und ihn an die Grenze brachte, wo der große Tröster Schlaf den Müden an der Hand faßt, um ihn hinüberzuführen: Anna Maria, die von einem Kinderbett zum andern geht, hier über ein Köpfchen streicht, dort eine Decke zurechtzieht, über jedem ihrer Kinder in zärtlich strenger Stimme flüsternd: so, so, nun aber geschlafen, Mutter ist da, Mutter wacht . . . wie lange hatte er das nicht mehr gesehen, nicht mehr gehört, viele, viele Jahre nicht mehr . . . du gute Anna Maria.

## XL.

Die erste schwedische Unterredung, der keine zweite gefolgt war, hatte Johann Rudolf einen peinvollen Eindruck hinterlassen. Was nützte Schwedens Hilfe, wenn sie nur den evangelischen Orten galt? Wettstein hatte seither mehrfach um eine erneute Audienz gebeten, aber Oxenstierna und Salvius ließen sich entschuldigen. Merkte die Welt das Nachlassen des kaiserlichen Interesses? Verlohrte es nicht mehr die Mühe, der Eidgenossenschaft ein Ohr zu leihen?

Wenn nur die Franzosen standhielten. Wettstein verlangte eine dringende Audienz bei d'Avaux, der vor zwei Tagen mit großem Pomp eingetroffen war. Sie wurde ihm zugesichert. Gott Lob und Dank! Aufatmend sah Johann Rudolf dem entscheidenden Tag entgegen.

Fritz hatte das Schreiben seines Vaters in das Rathaus tragen müssen, in dessen linkem Flügel d'Avaux einquartiert war, und dabei Gelegenheit gefunden, Lucinde seine Aufwartung zu machen. Sie hatte mit ihm kokettiert wie mit einem erwachsenen Mann, jedenfalls war Fritz dieser Ansicht und balzte nun blind vor Stolz, Verliebtheit und Hingebung wie ein Auerhahn im Morgenraun.

Am Tage vor der Audienz bei d'Avaux, von der Wettstein den entscheidenden Schritt vorwärts erhoffte, war Fritz am Morgen bei Lucinde gewesen, hatte ein wenig unter ihrer Anleitung auf der Laute geklimpert, aber nichts Rechtes gelernt, denn seine schöne Freundin war in ungnädiger Laune und schien überdies von einem Gedanken besessen, den sie noch nicht preiszugeben wünschte.

«Fritz», sagte sie schließlich wehleidig, «ich habe Kummer, und niemand hilft mir, auch du nicht.»

«Mademoiselle, was soll ich tun? Ich warte nur darauf, Ihnen dienen zu dürfen!» Er war aufgesprungen und stand mit blitzenden Augen vor der jungen Frau, die ihn unter halbgeschlossenen Lidern hervor betrachtete. «Sagen Sie ein Wort, Lucinde, alles werde ich tun.»

«Alles, Fritz?»

(Fortsetzung folgt)





# Ist der Glanz Ihrer Zähne hinter dem Film verborgen?

**Pepsodent entfernt den Film, welcher die Zähne matt  
erscheinen läßt. . . . .**

**. . . . . bringt das natürliche Weiß wieder zum Vorschein.**

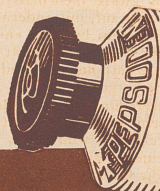
„Normalerweise glänzen die Zähne“, sagen die Zahnärzte. Matte, glanzlose Zähne sind das Ergebnis von Film, der sich ständig bildet und den Email verfärbt. Der Film bedeutet für die Zähne eine Gefahr, denn er nimmt Flecken auf, welche zu Zahnstein verhärten. Außerdem beherbergt er Fäulniskeime. Deshalb muß er entfernt werden.

Der Film klebt jedoch so fest an den Zähnen, daß das gewöhnliche Bürsten nicht genügt, um ihn erfolgreich zu entfernen. Die Pepsodent-Zahnpasta mit dem darin enthaltenen neuen Reinigungs- und Poliermaterial – das zweimal so weich ist wie diejenigen Materialien, welche gewöhnlich verwendet werden – entfernt den Film gründlich . . . und sofort. Gleich-

zeitig poliert sie die Zähne bis zu strahlendem Glanz. Ihr Zahnarzt wird Ihnen sagen, daß Pepsodent-Zahnpasta durch ihre Weichheit für den Email unschädlich ist. Kaufen Sie heute eine Tube Pepsodent. Beobachten Sie wie Ihre Zähne die weiße Farbe wieder gewinnen, sobald der Film verschwindet.

GEBRAUCHEN SIE PEPSODENT ZWEIMAL  
TÄGLICH -

SUCHEN SIE IHREN ZAHNARZT ZWEI-  
MAL JÄHRLICH AUF



9  
DIE SPEZIELLE FILM-ENTFERNENDE ZAHNPASTE

**Pepsodent**  
TRADE MARK  
THE PEPSODENT CO

